

MARGARETE VON SCHWARZKOPF

DER MEISTER UND DER MÖRDER

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Ildiko Neer/Arcangel.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0958-4

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Wie immer für meine wunderbare Familie,
genannt Tutta la Famiglia (TLF),
insbesondere für meinen Mann,
und im Andenken an meine Schwester Elisabeth

*Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllentor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stacheligte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In einer Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Mann und Roß sich schlänge.*

Aus: Friedrich von Schiller,
»Der Kampf mit dem Drachen«

Prolog

Florenz, Mai 1455

Das Bild hing im Dämmerlicht des Saales. Der rote Mantel des Ritters auf dem mächtigen Schimmel leuchtete im Schein der Fackel, die Umberto Gallicio in der Faust hielt. Ein Geheimnis schien diese Darstellung des heiligen Georg zu umgeben. Obgleich Umberto nur der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Florenz und seit einigen Jahren Aufseher im Stadtpalais der Medici war, ein einfacher Mann, eher grobschlächtig und ungehobelt in seinen Umgangsformen, machte dieses Bild etwas mit ihm. Es setzte Emotionen in ihm frei, die ihm fremd waren. Keines der anderen Gemälde in diesem reich ausgestatteten Saal erfüllte ihn so sehr mit Freude, aber auch mit einem vagen Gefühl der Furcht, wie dieses Werk eines Malers, dessen Namen er zwar kannte, der aber ein Leben im Verborgenen zu führen schien. Es gab so viele Maler in Florenz, deren Werke die Säle der Medici schmückten oder die Kirchen und Klöster der Stadt zierten. Wie sollte man sie sich alle merken können? Zumal ein einfacher Bauernsohn wie Umberto, der nicht lesen konnte und die Signaturen auf den Bildern nicht zu unterscheiden vermochte. Doch den Namen dieses Künstlers hatte er behalten: Paolo di Dono.

Vor zwei Wochen war das Bild geliefert und sofort im Prunksaal aufgehängt worden. Seitdem stand Umberto bei seinen nächtlichen Rundgängen durch die Gemächer des Palazzo Medici Riccardi jedes Mal davor und verlor sich in der Szene mit dem Drachenbezwinger Georg. Es hingen viele wunderbare Bilder in diesem Saal, vor allem viele Werke von wesentlich größeren Ausmaßen. Aber Umberto hatte sich bald sattgesehen an all den Szenen mit der Kreuzesanbetung, der Geburt Christi im Stall von Bethlehem, den Schlachten, den antiken Göttern und lieblichen Landschaften.

Nicht jedoch an diesem kleinen Bild. Davon bekam er nicht genug. Ihn faszinierte die klare Struktur des Gemäldes. Der Ritter Georg auf hohem Ross stürmt mit gezückter Lanze auf den ein wenig erschrocken dreinblickenden dunkelgrünen Drachen zu. An dessen Seite steht mit scheuem Lächeln die Prinzessin, die der Drache verschlingen wollte. Sie hält das Monster an einem dünnen Band, während der edle Ritter ihm den Stoß versetzt, der das Tier zwar verletzt, aber laut Legende nicht tötet. Eine ganze Geschichte mit einem einzigen Bild erzählt – wie wagemutig und faszinierend.

Umberto seufzte. Wenn er doch sein bescheidenes Heim, in dem er mit seiner Frau Maria und ihren vier Kindern lebte, mit einem solchen Bild schmücken könnte! Stattdessen war er nur der Hüter der Schätze anderer Menschen. Doch Umberto unterdrückte seinen aufwallenden Neid. Neid zählte zu den sieben Todsünden, und er war ein gottesfürchtiger Mann. Vor wenigen Tagen hatte er das Angebot eines Unbekannten abgelehnt, der ihn auf der Piazza angesprochen hatte, er möge ihn nachts heimlich in den Saal führen, damit er sich die berühmten Bilder der Medici-Sammlung und insbesondere den neu erworbenen Drachentöter anschauen könne. Der Fremde, offenbar wohlhabend, gut gekleidet und mit höflicher Sprache, hatte einen prall gefüllten Geldbeutel gezückt und ihn Umberto hingehalten. »Für dich, wenn du mich nur einen Blick auf die Bilder, vor allem auf das mit dem Drachen, werfen lässt«, hatte er mit freundlichem Lächeln gesagt. Woher dieser Unbekannte von der Neuerwerbung seines Herrn wusste, war Umberto rätselhaft. Doch in Florenz blieb wohl nichts geheim. Da wurde viel getuschelt und getratscht. Umberto mochte den verschlagenen Blick in den schmalen Augen des Mannes nicht. Er lehnte das Angebot ab und ging seiner Wege.

Umberto hatte diesen Bestechungsversuch nicht gemeldet, weil er ihn nicht ernst nahm. Er wusste um die Neugierde vieler Florentiner auf die Meisterwerke, die in diesem Palazzo hingen. Aber dies war kein öffentlich zugängliches Gebäude, und er sorgte dafür, dass niemand unbefugt in die Säle eindrang. Fast

hatte er den Vorfall vergessen. Doch am vergangenen Sonntag hatte er den Fremden wieder gesehen, der langsam am Palazzo entlanggeschlendert war. Diesmal würdigte er Umberto nicht einmal eines Blickes. Der Mann war ihm nicht geheuer. Umberto rang mit sich, ob er dem Hausmeister des Palazzo doch noch von seiner Begegnung berichten sollte. Dann schob er den Gedanken erst einmal beiseite. Morgen war auch noch ein Tag. Morgen würde er Maestro Angelico davon erzählen. Der würde wissen, was zu tun war.

Langsam ging er weiter durch den dämmerigen Saal. Noch ein letzter Blick auf den Heiligen, dann würde er sich in seine kleine Schlafkammer am Ende des langen Saales hinter einer versteckten Tür zurückziehen. Am Morgen würde ihn dann Stefano Malfalco ablösen, ein junger Mann, der sich erst seit wenigen Wochen die Aufsicht des Palazzo mit ihm teilte. Ein freundlicher Bauernjunge aus Fiesole, wortkarg, aber mit flinken Augen und schnellen Bewegungen.

Umberto seufzte wieder. Er spürte, dass er nicht mehr der Jüngste war und seine Gelenke bei manchen Bewegungen bedenklich knackten. Im kommenden August würde er vierundvierzig Jahre alt werden und zum ersten Mal Großvater. Seine älteste Tochter Malvina erwartete ihr erstes Kind. Er lächelte. Das Leben war schön!

Als er sinnend vor dem Drachentöter stand und sich einmal mehr in dem Bild verlor, hörte er ein Geräusch hinter sich. Ein leises Knacken, ein fast unhörbares Schlurfen. Umberto drehte sich um. Durch die hohen Fenster des Saales tasteten sich die ersten Vorboten des nahenden Sonnenaufgangs. Seine Fackel malte Schatten auf den Boden, hinter ihm versank das Bild im Dunkel. Jäh tauchte eine Gestalt vor ihm auf, gehüllt in eine Mönchskluft.

»Madre di Dio«, entfuhr es Umberto, dem ein Schauer über den Rücken lief. In diesem Moment verrutschte die Kapuze des Mönchsgewandes. Darunter kam ein Gesicht zum Vorschein, das Umberto erkannte. Fassungslos starrte er den Mann an.

»Du? Was willst du denn hier ...?«, vermochte er noch zu fragen, ehe die lange, schmale Klinge in seine Brust glitt.

Langsam sackte Umberto Gallicio zusammen. In seinen Augen lag ein Ausdruck der Ungläubigkeit und Bestürzung. Seine letzte Wahrnehmung waren zwei Hände, die den Drachentöter von der Wand nahmen. Dann schlug die ewige Dunkelheit wie eine große Woge über ihm zusammen. Stefano Malfalcone würdigte den Toten keines Blickes und verschwand mit seiner Beute im Dunkel der Nacht.

Der Brief

Hannover, den 22. April 2022

Liebe Anna!

Gerne erinnere ich mich an Sie als meine Studentin, auch wenn das nun schon viele Jahre zurückliegt. Ihr Interesse an den italienischen Malern des 15., 16. und 17. Jahrhunderts war damals erstaunlich, wobei ich weiß, dass Sie sich auch für die Niederländer begeistert haben, über die mein Kollege Frederick Hogstraat berichtete, und für die englische Malerei im 18. Jahrhundert. Vor allem Gainsborough hatte es Ihnen angetan. Mit Spannung habe ich Ihren Werdegang verfolgt, vor allem natürlich Ihre Abenteuer vor einigen Jahren im Brester Moor, im Ith und im Kloster Warnstedt, dem ich übrigens vor zwei Jahren einen Teil meiner Sammlung spätmittelalterlicher illuminierten Bücher vermacht habe. Die neue Bibliothek dort am Steinhuder Meer ist großartig. Der neue Bibliothekar Hanno Lübbertz, der Alfons Gremitzer nachgefolgt ist, ist sehr dankbar gewesen, ist dies doch eine späte Entschädigung für jene Bücher, die vor einigen Jahren gestohlen und zerstört wurden. Sie kennen ja den Fall aus eigener Anschauung.

Aber nun zur Sache: Sie haben mich um weitere Details zu den vier Bildern gebeten, die ich als Leihgabe für die im kommenden Jahr geplante Ausstellung »Schätze aus privater Hand – Meisterwerke in neuem Licht« im Braunschweiger Museum Herzog Anton Ulrich zur Verfügung stellen werde.

Soviel ich weiß, sollen insgesamt einhundertzweiundzwanzig Bilder und einige kleinere Bildhauerarbeiten aus dem Besitz privater Sammler in dieser Ausstellung gezeigt werden. Ein großes und wichtiges Unterfangen, das ein Spiegelbild der vielen prächtigen Sammlungen im Land sein wird. Vor Kurzem war ein Versicherungsagent im Auftrag des Museums bei mir, und wir haben auch diese Dinge geregelt. Meine Bilder, von

denen sich viele seit fast hundert Jahren im Besitz der Familie Strate befinden, sind nicht alle erste Kategorie, aber doch recht schöne Beispiele für flämische und italienische Malerei um 1600, darunter das Blumenstillleben von Nicolaes van Verendael aus dem Jahr 1681, das ich dem Museum gerne als Leihgabe überlasse. Einzelheiten zu diesen Bildern für den Katalog, an dem Sie derzeit arbeiten, schicke ich Ihnen bald zu. Bitte gedulden Sie sich noch ein Weilchen.

In diesem Brief nun geht es mir um ein Gemälde mit einer italienischen Landschaft, das nach meinem bisherigen Wissen von einem weitgehend unbekanntem toskanischen Maler aus dem späten 15. Jahrhundert namens Giovanni dell’Ombra, genannt Gianni Il Biondo, stammt. Nicht einmal bei Giorgio Vasari wird er erwähnt; er war wohl auch schon zu seiner Zeit ein Außenseiter und Einzelgänger, der im Auftrag der Medici malte und dessen Bilder nur in deren Palästen hingen. Er lebte zur selben Zeit wie Paolo Uccello und der Bildhauer Lorenzo Ghiberti, über den Sie ja damals eine Seminararbeit verfasst haben. Die meisten von Gianni Il Biondos Werken wurden leider bei einem Brand zerstört. Einige überlebten diese Katastrophe, drei von ihnen gelangten nachweislich im 16. und frühen 17. Jahrhundert nach England. Spezialisiert war Il Biondo auf toskanische Landschaften und die Darstellung von Heiligen, vor allem Märtyrern. Seine Werke galten schon damals eher als zweite Wahl im Vergleich mit Perugino oder Raffael. Aber da es nur noch sehr wenige von Biondos Bildern gibt, werden sie durchaus recht teuer gehandelt. Auffallend ist immer die Signatur auf seinen Bildern, die zwei sehr eng verschlungenen Buchstaben G und B.

Da es weltweit nur noch zehn Bilder des wohl um 1499 verstorbenen Künstlers geben soll, scheint dieses Bild aus meinem Besitz dann doch recht wertvoll zu sein. Das Gemälde hängt schon lange in unserem Haus in Hannover. Ich habe es nie wirklich wahrgenommen und weiß auch nicht, wann genau es in unseren Besitz gekommen ist. Mein Großvater und auch mein Vater haben, wie Sie wissen, insbesondere zwischen 1910 und 1930 Kunst gesammelt. In einem dicken Band mit Dokumenten

in unserer Bibliothek haben diese beiden begeisterten Sammler die Provenienz ihrer Errungenschaften genau vermerkt. Laut diesen Dokumenten hat mein Vater 1930 als Letztes einen Antonio Maestrosso erworben, einen Künstler aus dem Umfeld von Perugino. Ein kleines Bild einer mir unbekanntem Heiligen. Wahrscheinlich wurde der Il Biondo um dieselbe Zeit erstanden. Nach 1930 hat mein Vater, der häufig bei der Berliner Galerie Rieper Bilder erwarb, wohl keine Werke mehr gekauft. Ich selbst habe in den vergangenen Jahrzehnten unsere Sammlung nur noch durch einige kleine holländische Stillleben und Landschaftsbilder erweitern können. Keine weiteren Italiener mehr, leider.

Langsam werden Sie sich fragen, warum ich all das erwähne, liebe Anna. Ich komme zum Punkt. Als ich den Biondo von der Wand nahm und abstaubte – meine treue Haushilfe Ernestine wagt sich nicht an die alten Meister –, fiel mir auf, dass die Farbe an den Ecken irgendwie verschwommen beziehungsweise wie abgeschabt aussah. Das machte mich zunächst nicht stutzig. Als ich dann aber entdeckte, dass am Rahmen, der übrigens sehr alt ist, kleinere Risse zu sehen sind, die auf eine manuelle Manipulation hindeuten, wurde ich aufmerksam. Gerne würde ich Ihre Meinung dazu erfahren und mit Ihnen zusammen das Bild näher studieren. Es steht zwar schon für den Transport nach Braunschweig bereit, aber wenn Sie meine Unsicherheit in Bezug auf das Gemälde teilen, müsste es noch einmal gründlicher betrachtet werden. Bitte melden Sie sich möglichst bald.

Alle vier ausgewählten Gemälde stehen inzwischen bei mir im Flur. Sie sollen demnächst abgeholt werden. Den Biondo werde ich aber heute im Laufe des Tages noch einmal zurückstellen. Bei unserem Treffen möchte ich Ihnen einige Dokumente übergeben, die viele Jahre unbeachtet in unserem Safe lagen. Ich habe nie sonderlich darauf geachtet, aber vor einigen Wochen habe ich sie hervorgeholt und zum ersten Mal genauer angesehen. Diese Dokumente sind eine Art Chronik der wechselvollen Geschichte des Bildes und könnten helfen, ein Licht auf meine Entdeckung zu werfen. Mein Vater hatte sie wohl beim Kauf

des Biondo als Beigabe erhalten, aber sicherlich nie wirklich studiert. Die meisten Texte sind auf Englisch, einer Sprache, die mein Vater nicht beherrschte. Ich selbst habe bisher nur einige Ausschnitte gelesen, bräuchte aber Ihre Hilfe für ein besseres Verständnis. Denn auch mein Englisch ist nicht mehr das beste. Ich erhoffe Ihren baldigen Anruf und freue mich auf unser Wiedersehen.

*In alter Verbundenheit
Klas Strate*

Der alte Mann las den mit der Hand geschriebenen Text an Anna Bentorp noch einmal durch, nickte zufrieden, steckte den Brief in einen Umschlag, den er frankierte und auf seinem Schreibtisch unter ein altmodisches dekoratives Tintenfass schob. Aber dann beschloss er, den Brief doch lieber gleich selbst zum Briefkasten an der nächsten Straßenkreuzung zu bringen. Jeden Morgen unternahm er einen kleinen Spaziergang, der immer im Bistro in der Nachbarstraße mit einem Cappuccino endete. Der Gang zum Briefkasten musste heute als Spaziergang genügen. Auf den Cappuccino würde er ausnahmsweise verzichten.

Nur zehn Minuten später saß er wieder an seinem Schreibtisch. Er war unruhig. Die Dokumente, die er Anna schicken wollte, musste er suchen. Er wusste nicht mehr genau, wo er sie hingelegt hatte. Im Safe waren sie nicht. Da hatte er sie herausgenommen. Doch seine Augen ermüdeten rasch, und obgleich er ein Jahr in Cambridge studiert hatte, war sein Englisch inzwischen völlig eingerostet. Anna würde damit keine Probleme haben.

Er öffnete die Schubladen seines Schreibtischs. Mein Gott, was für ein Durcheinander! Ernestine musste ihm beim Aufräumen und Sortieren helfen. Wo blieb sie eigentlich, seine immer überpünktliche Haushilfe?

Er hatte doch die Mappe in eine dieser Schubladen gelegt. In welche? Ungeduldig kramte er weiter. »Ich werde alt«,

schimpfte er vor sich hin. Doch gerade als er frustriert aufstehen und nachschauen wollte, ob Ernestine nicht inzwischen das Haus betreten hatte, ohne dass er es gemerkt hatte, fiel ihm ein, wo er die Mappe mit den Unterlagen hingelegt hatte. Er atmete erleichtert auf.

In diesem Moment hörte er, wie die Haustür geöffnet wurde. Das musste Ernestine sein, die seit fast drei Jahrzehnten für ihn arbeitete. Allerdings antwortete sie nicht wie gewohnt auf sein: »Guten Morgen, Ernestine!«

Wahrscheinlich wird sie allmählich taub, dachte er und wandte sich wieder seinem Schreibtisch zu. Als er ein leises Geräusch vor seiner Tür vernahm, drehte er sich leicht enerviert um und sah, wie die Tür seines Arbeitszimmers aufging. Er runzelte die Stirn. Ernestine hätte es nie gewagt, unangemeldet einzutreten. Sie klopfte immer erst an, ehe sie in sein Heiligtum kam. Schon wollte er mit einer unwilligen Bemerkung auf diese Störung reagieren, doch dazu kam er nicht mehr.

Als Ernestine Wiegand das Haus im hannoverschen Vorort Kirchrode betrat, wunderte sie sich über die absolute Stille. Sie hatte sich heute ausnahmsweise verspätet, da ein Bus ausgefallen war. Hoffentlich würde ihr strenger Arbeitgeber nicht allzu pikiert sein. Ernestine hatte sich ihre Entschuldigung zurechtgelegt, als ihr auffiel, dass nicht wie üblich gedämpfte klassische Musik aus dem alten Radio im Arbeitszimmer erklang. Vielleicht war Professor Strate ja zu seinem Morgenspaziergang aufgebrochen und hatte ihre Verspätung deshalb gar nicht bemerkt. Doch in der Garderobe hing noch sein heller Regenmantel, den er stets um diese Jahreszeit trug, wenn er das Haus verließ. In der Küche entdeckte sie eine benutzte Kaffeetasse und in der Spüle einen Teller. Ernestine beschloss, erst einmal im oberen Stock Ordnung zu machen.

In seinem Schlafzimmer, das sie jeden Tag aufräumte, herrschte das übliche Chaos. Sein hellblauer Schlafanzug in der einen Ecke, sein kariertes Morgenmantel in der anderen, auf dem Nachttisch mehrere Bücher über Kunstepochen und

Künstlerbiografien, Magazine und Zeitungen, dazwischen Schachteln mit seinen Pillen gegen Bluthochdruck und Erkältung.

Strate war offenbar schon längst aufgestanden. Das Handtuch in seinem Badezimmer, das er achtlos auf die schwarz-weißen Kacheln geworfen hatte, war schon fast trocken. Seufzend ging Ernestine die breite Holzterrasse wieder hinunter. Im Treppenhaus hingen Stiche und Lithografien diverser Künstler, die ihr aber alle nichts sagten. Und sie auch nicht interessierten. Und erst einmal all diese Ölschinken im unteren Stock. Zum Teil düster und erschreckend – mit wenigen Ausnahmen. Sie mochte diesen Italiener mit dem seltsamen Namen, der so hübsche Bäume gemalt hatte und der demnächst in einem Museum in Braunschweig ausgestellt werden sollte. Wahrscheinlich saß der Professor schon an seinem Schreibtisch. Jeden Tag verbrachte er dort mindestens sechs Stunden. In seinem Heiligtum, wie er es zwar ironisch nannte, aber letztlich ernst meinte.

Zögernd klopfte sie an die Tür des Arbeitszimmers. Als keine Antwort kam, öffnete sie die Tür einen Spalt und spähte hindurch. Zuerst traute sie ihren Augen nicht. Deshalb schob sie sich vorsichtig ins Zimmer und erstarrte. Klas Strate lag neben seinem Schreibtisch reglos auf dem Boden. Seine Augen blickten ins Leere. Um ihn herum lagen zahlreiche lose Blätter. Ernestines entsetzter Schrei zerriss die unnatürliche Stille des Hauses.

Ein unverhofftes Wiedersehen

Ein kühler Wind strich über die Grabsteine. Ich stand im Schatten eines der alten Bäume auf dem Engesohder Friedhof in Hannover und fror. Nicht nur wegen des für Anfang Mai eher unfreundlichen Wetters, sondern weil ich um den Mann trauerte, der in diesen Minuten auf dem ehrwürdigen Friedhof beigesetzt wurde. Die Trauerfeier in der Kapelle hatte ich versäumt, da sich mein Zug von Köln nach Hannover aufgrund von »Personen im Gleis« um eine Stunde verspätet hatte.

Ich betrachtete die vielen Menschen, die sich zum letzten Geleit für Professor Klas Strate versammelt hatten. Als ich die Nachricht vom Tod meines einstigen Lehrers an der Kölner Universität erhielt, saß ich mit meiner Mutter in ihrer kleinen Küche mit Blick auf ihren winzigen Garten, in dem schüchtern die ersten Krokusse ihre Köpfe durch die Erde schoben, und trank mit ihr einen Kaffee. Immer um elf Uhr vormittags. Eine alte Tradition. Meine Mutter, trotz ihres fortgeschrittenen Alters noch immer recht munter und vor allem redefreudig, wollte mir gerade eine Anekdote aus der Nachbarschaft erzählen, als mein Handy klingelte. Obwohl meine Mutter die Stirn runzelte, nahm ich das Gespräch an. Eine sich überschlagende Stimme rief: »Anna? Bist du es?« Dann, ohne meine Antwort abzuwarten: »Klas Strate ist tot!«

Mit ein wenig Mühe erkannte ich die verzerrt klingende Stimme. Es war meine alte Freundin und frühere Kommilitonin Christine Windstetten, die mit mir bei Professor Strate in Köln studiert hatte. Ihren Magister machte sie dann später in Berlin, während ich in München mein Examen ablegte. Aber wir waren beide vier Semester bei dem charismatischen Strate gewesen, dessen tiefe, warme Stimme die Biografien und Besonderheiten der alten Meister so lebendig beschwor und der zudem ein fairer Prüfer und stets gesprächsbereiter Dozent gewesen war. Alle seine Studenten verehrten ihn, vor allem die

weiblichen, die für seine tiefbraunen Augen und seine grauen Haare schwärmten, die ihm ein wenig das Aussehen von Richard Gere verliehen. Nach seiner Emeritierung war Strate in seine Geburtsstadt Hannover zurückgezogen.

Ich hatte den Kontakt zu ihm lange Zeit weitgehend verloren, obwohl auch ich in Hannover lebte und von dort aus umherfuhr, um Bilder zu begutachten oder Ausstellungskataloge zu planen, und dabei immer wieder Abenteuer erlebte. Strate war vor gut zwanzig Jahren emeritiert worden, hatte seitdem vor allem als Experte für verschiedene Museen zum Thema »Original und Fälschung« gearbeitet und seine Sammlung erweitert, die er von seinem Vater geerbt hatte, der sie wiederum von seinem Vater übernommen hatte. Der alte Heinrich Strate galt als einer der größten Privatsammler im Land, der dafür berüchtigt war, bereits mehreren namhaften Museen seine Sammlung versprochen zu haben. Aber er löste diese Versprechen nie ein, und sowohl das Landesmuseum in Hannover als auch das Braunschweiger Herzog Anton Ulrich-Museum oder die Berliner Nationalgalerie hatten das Nachsehen.

Als der alte Strate 1999 mit fast neunzig Jahren starb, hofften einige der Museen, sie seien in seinem Nachlass bedacht worden. Aber er verfügte in seinem Testament, dass sein einziger Sohn Klas, damals auch schon sechzig Jahre alt, die Bilder hüten und im eigenen Haus bewahren sollte. Man munkelte, dass die Sammlung einen Wert von vielen Millionen besaß, selbst wenn nicht alle Werke von bester Qualität waren, sondern teils von weniger namhaften Künstlern oder aus den Werkstätten berühmter Meister stammten. Klas Strate ließ wie sein Vater niemanden an seine Sammlung heran. Die meisten Bilder, hatte ich gehört, hingen in für Besucher nicht zugänglichen Räumen seines großen alten Hauses oder lagerten im Keller.

Ich hatte ihm Anfang des Jahres geschrieben und ihn gebeten, für die Ausstellung in Braunschweig, für die ich den Katalog erarbeiten sollte, doch einige seiner Bilder als Leihgaben zur Verfügung zu stellen. Seine Antwort war kurz und eher unpersönlich gewesen. Er sei bereit, vier Werke auszuleihen. »Falls

dazu detailliertere Angaben benötigt werden, so bitte ich um Anruf auf meinem Festnetz.«

Ohne weiteren Kommentar sandte er mir die Titel der Bilder und die Namen der Künstler. Ich durfte ihn immerhin kurz besuchen, aber auch da blieb er zurückhaltend, was mich erstaunte, da ich eine seiner besseren Studentinnen gewesen war. Wir sahen uns die Bilder an, die für die Ausstellung in Frage kamen, suchten vier aus, die mir gut gefielen, und danach hörte ich nichts mehr von ihm. Alle formalen Fragen erledigte der Kurator der geplanten Ausstellung, und ich widmete mich anderen Dingen.

Im März starb meine Patentante Amelie in Köln, eine wundervolle Frau, die trotz der vielen Jahre, die sie an ihren Rollstuhl gefesselt war, nichts von ihrer Lebensfreude eingebüßt hatte. Ich erbeite ihr Haus mit allen Beständen, darunter zahlreiche Bilder und eine Bibliothek mit zum Teil recht alten Büchern. Noch immer arbeitete ich an einer Bestandsaufnahme, fuhr jeden Monat für einige Tage nach Köln, quartierte mich bei meiner Mutter ein und schritt durch das Haus meiner Patentante im Kölner Vorort Marienburg wie durch ein Museum. Ihre wertvollsten Bilder hatte Amelie noch vor ihrem Tod mehreren Museen geschenkt, aber immerhin hingen noch recht ansehnliche Werke aus dem 17. Jahrhundert in ihrem Wohnzimmer. Das Haus würde ich irgendwann verkaufen.

Ich wollte von all den Bildern nur ein Madonnenbild aus dem späten 16. Jahrhundert behalten. Dieses Werk eines anonymen Malers hing jetzt in meiner Wohnung in Hannover. Ein paar Bilder hatte ich Richard Bernhard zum Verkauf überlassen – als wir noch in unserer seltsamen On-Off-Beziehung miteinander verbunden gewesen waren. Die aber brach endgültig im vergangenen September auseinander, als ich entdeckte, dass er während der gesamten Zeit unserer Liaison mit einer alten Freundin in Berlin engen Kontakt gehabt hatte. Alle seine Beteuerungen, das sei längst keine Affäre mehr gewesen, sondern nur noch eine Art Freundschaft, zündeten bei mir nicht. Tief enttäuscht zog ich mich zurück und löschte sogar in einem Anfall von Wut

seine Handynummer und seine Mailadresse. Das half nicht viel, da ich beide längst auswendig kannte.

Richard Bernhard, Antiquitätenhändler aus Hannover und gelegentlicher Mitarbeiter der Fernsehsendung »Gutes für Geld«, bei der er als Experte für die Einschätzung von Bildern, Fotografien und alten Kunstobjekten mitwirkte, kannte ich, seit wir gemeinsam ein Abenteuer im Brester Moor in der Nähe von Stade überstanden und in den Jahren darauf im Ith und am Steinhuder Meer weitere Herausforderungen gemeistert hatten. Danach hatte sich zwischen Richard und mir eine Art von Liebesbeziehung entwickelt, die aber immer auf Messers Schneide stand. Ich war mir seiner nie sicher gewesen – wohl mit Recht, wie ich allzu spät entdeckte. Mein Kummer wurde nur noch von meinem Zorn übertroffen.

Mein Gemütszustand seit dem vergangenen Herbst war deshalb eher lau. Weihnachten verbrachte ich mit meiner Mutter in Köln, den Januar auf Mallorca bei meinem Vater, der sich inzwischen von seiner sehr viel jüngeren Frau getrennt hatte und nun alleine in seinem hübschen Haus bei Alcúdia wohnte. Und ich stürzte mich in die Arbeit. Der Katalog für die Ausstellung in Braunschweig im kommenden Jahr sollte bis September fertig sein. Und es gab noch viel zu tun. Zwischendurch überlegte ich, ob ich meine Zelte in Hannover ganz abbrechen und in das Haus meiner Tante ziehen sollte. Aber ich gab diesen Gedanken rasch wieder auf. Das Haus war für mich allein viel zu groß. Insgesamt sieben Zimmer und drei Bäder, die alle renoviert werden mussten, und dazu ein Garten von fast ein-tausend Quadratmetern.

Die etwas monotone Stimme des Pfarrers riss mich aus meinen Gedanken. Er stimmte das Vaterunser an, und mehrere hundert Trauergäste fielen ein. Sehr bewegend. Mir schossen die Tränen in die Augen. Die letzte Beerdigung, an der ich teilgenommen hatte, war die meiner geliebten Patentante gewesen. Ein wunderschönes katholisches Requiem in ihrer Kölner Pfarrkirche und eine sehr stimmungsvolle Beerdigung auf dem Melaten-Friedhof.

Auch Strates Begräbnis war durchaus würdevoll. Soviel ich wusste, hatte er nur sehr entfernte Verwandte gehabt. Seine Frau war nach kurzer Ehe gestorben, Kinder hatten sie nicht, und das gab ihm wohl den nötigen Freiraum, sein Geld und seine Anstrengungen weiterhin der Kunst zu widmen. Von Christine Windstetten, die ich seltsamerweise nicht unter den Gästen erblicken konnte, hatte ich erfahren, dass hinterher in einem Restaurant am Maschsee ein Empfang stattfinden sollte. Ich fühlte mich eingeladen und war mir sicher, dass zu Hause die Todesanzeige auf mich wartete. Ich war seit einer Woche nicht mehr in meiner Wohnung gewesen und nun direkt vom Bahnhof hierhergeeilt.

Die Gäste schoben sich auf das Grab zu, um Blumen oder Erde auf den Sarg zu werfen. Professor Klas Strate war ein prominenter Bürger dieser Stadt gewesen, ich sah unter anderem den Oberbürgermeister und einige Museumsleiter. Und dann entdeckte ich ihn: Richard Bernhard, der sich aus der Menge löste und eine Schaufel Erde auf den Sarg warf. Direkt hinter ihm stand Kommissar Hans Schumann, den ich seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Auch ihm war ich erstmals vor fünf Jahren im Brester Moor begegnet, ein liebenswerter, höflicher Polizist, der so gar nicht den Klischees aus Fernsehfilmen oder Kriminalromanen entsprach. Solide, vielleicht manchmal ein wenig zu bedächtig, aber durchaus kompetent. Er rauchte nicht, trank aber recht gerne in geselliger Runde und liebte Jazz und Blues.

Ich freute mich, ihn zu sehen. Sein Haar war inzwischen vollends ergraut, was ihm ein würdiges Aussehen verlieh. Er ging ein wenig gebeugt und trat hinter Richard, der sich überhaupt nicht verändert hatte, an die Grabstätte. Schumanns Gesicht wirkte sehr blass und ernst. Zuletzt hatte ich ihn bei einem hastigen Mittagessen gesehen, das wir lange geplant hatten. Kaum waren wir beim Nachtschiff angekommen, klingelte sein Handy. Er verabschiedete sich für seine Verhältnisse fast schon unhöflich kurz und eilte davon. Danach nur gelegentliche SMS, Absichtserklärungen, gescheiterte Verabredungen, abgebro-

chene Telefonate, bis ich ihm erklärte, dies habe alles keinen Sinn. Er solle sich erst dann wieder bei mir melden, wenn er wirklich Zeit hätte. Nun, das letzte Telefonat lag ein Jahr zurück. Meinen fünfzigsten Geburtstag feierte ich im vergangenen Jahr ohne meine alten Kampfgefährten Hans Schumann und Richard Bernhard im Kreis meiner Familie und einiger alter Freundinnen samt deren Ehemännern in meinem frisch geerbten Haus in Köln. Schumann hatte mir immerhin per SMS gratuliert.

Schumann und Richard hatten mich beide gesichtet. Wenn ich mich nicht irrte, trieb es beiden Männern, die sich früher nie besonders grün gewesen waren, aber nun wie gute Bekannte wirkten, die Röte ins Gesicht. Schumann hob grüßend die rechte Hand und lächelte mich an, Richard dagegen warf mir einen eher finsternen Blick zu. Als ich wenig später ans Grab trat, war er bereits gegangen. Nachdem ich eine Rose auf den von Erde und Blumen schon fast gänzlich bedeckten Sarg geworfen hatte, strebte ich dem Ausgang des Friedhofs zu. Schumann wartete zwischen zwei marmornen Grabsteinen auf mich.

»Wie schön, dich endlich wiederzusehen, Anna«, rief er und küsste mich flüchtig auf beide Wangen. »Wie ist es dir ergangen? Ich habe oft an dich gedacht, aber irgendwie hat sich meine Arbeit in Hannover als zeitraubender und mühevoller erwiesen, als ich je geahnt hätte.«

Kürzlich war ein Porträt von ihm in der Zeitung veröffentlicht worden, in dem vor allem auf seine Erfolge bei der Aushebung eines Kinderpornorings und der Zerschlagung des norddeutschen Ablegers eines Drogenkartells hingewiesen wurde. Der gute Hans Schumann, der auf den ersten Blick etwas schüchtern und fast unbeholfen wirkte, hatte offenbar brillante Arbeit geleistet. Ich freute mich für ihn, war aber ein wenig melancholisch, da ich keinen Platz mehr in seinem Leben zu haben schien. Auch wenn ich meinen Abenteuern im Brester Moor, im Ith und im Kloster Warnstedt am Steinhuder Meer und in Dublin nicht wirklich hinterhertrauerte, so vermisste ich doch hie und da die damit verbundene Aufregung.

Und meine Treffen mit Schumann, tja, und auch mit Richard. Derzeit verlief bei mir alles in recht durchschnittlichen Bahnen.

»Was treibst du denn bei dieser Beerdigung?«, sagte ich, ohne auf seine Frage nach meinem Wohlbefinden einzugehen.

Schumann hüstelte, bei ihm immer ein Zeichen von Verlegenheit. Wenigstens das hatte sich nicht verändert. Er blickte sich vorsichtig um. Da war er wieder, der alte Schumann, immer auf der Hut, ein wenig nervös und diskret bis zum Abwinken.

»Du kanntest ja Strate«, setzte er dann an. »Vor langer Zeit hast du mir erzählt, dass du bei ihm Kunstgeschichte studiert hast.«

Ich hatte längst vergessen, dass ich ihm davon berichtet hatte. Aber Schumann besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

»Nun, und ich habe zwei- oder dreimal Vorträge von ihm über unbekannte Künstler der Renaissance gehört«, fuhr er fort. »Die waren hervorragend. Obwohl ich von Kunst keine Ahnung habe. Dafür war meine Ex-Frau Dagmar zuständig. Aber er konnte toll und spannend erzählen. Ich erinnere mich an eine Geschichte von der Ermordung eines Palastwärters der Medici in Florenz. Er war vor einem kostbaren Bild niedergestochen worden, das dann gestohlen wurde, irgendwann um 1450 herum. Der oder die Täter wurden nie gefasst, und das Bild ist wohl auch nie wiederaufgetaucht. Es war irgendwas mit einem Drachen.« Er lachte. »Ein klassischer Altfall. Die Menschen ändern sich wohl nie. Als ich von Strates Tod in der Zeitung las, habe ich spontan beschlossen, zur Beerdigung zu kommen und ihm meine Reverenz zu erweisen.«

Schumann mochte vieles sein, aber eines ganz gewiss nicht: ein guter Lügner. Deshalb schüttelte ich den Kopf und sagte: »Lass uns zusammen zum Empfang gehen. Dann kannst du mir die wahren Gründe für dein Kommen erzählen.«

Verwirrt sah er mich an. Dann lächelte er. »Meine liebe Miss Marple! Wie habe ich dich vermisst. Ja, ich komme gerne mit.«

Mir wurde warm ums Herz. Schumanns liebevolles Lächeln heiterte mich auf.

»Was ist eigentlich mit unserem Freund Richard?«, wagte ich zu fragen, als wir auf den Ausgang des Friedhofs zusteuerten.

Schumann stockte einen Moment, dann räusperte er sich. »Ich weiß, dass ihr euch nicht mehr seht. Das hat Richard mir vor einigen Monaten erzählt, als ich in seinem Geschäft nach einem Geschenk für meine Ex gesucht habe. Aber dass du gar nicht mehr weißt, was er macht und wie es ihm geht, überrascht mich doch. Er hat vor einem halben Jahr überlegt, ob er seinen Laden aufgeben soll. Aber jetzt will er ihn zumindest noch bis zur nächsten Mieterhöhung in drei Jahren behalten. Er arbeitet noch immer als Gutachter für diese Fernsehsendung, reist aber wohl ziemlich viel umher, um interessante Objekte für potenzielle Käufer zu finden, die ihm Sonderaufträge erteilen. Seine Kunstsprechstunde, die er vor einigen Jahren eingeführt hat, ist recht erfolgreich. Er berät, wie er mir sagte, an die zwanzig Leute pro Woche, die ihm ihre Dachboden- und Kellerfunde oder Erbstücke präsentieren. Also, Richard scheint gut aufgestellt zu sein. Aber vielleicht erzählt er dir das alles beim Empfang ja selbst.«

Als wir in dem Restaurant ankamen, wimmelte es von Menschen, darunter auch Fotografen und Presseleute. Am Eingang drückte mir eine adrett gekleidete Kellnerin ein Glas Sekt in die Hand, das ich aber gleich wieder abstellte. Alkohol war nicht so mein Ding, vor allem nicht am helllichten Tag. Suchend blickte ich mich um. Von Richard keine Spur. Stattdessen sah ich viele andere bekannte Gesichter. Als Erstes stieß ich auf zwei ehemalige Kommilitonen, die auch bei Strate studiert hatten. Markus Liebherr war inzwischen Kurator an einem Münchner Museum, Christian Bredehoff arbeitete für eine Kunstgalerie in Wien. Während des Studiums hatten wir manchmal zusammengessen und uns über Strates Vorlesungen ausgetauscht, aber später nur noch von ferne unseren jeweiligen Werdegang verfolgt. Deshalb überraschte mich ihre herzliche Begrüßung. Liebherr, während seiner Studienzeit klapperdür, hatte seitdem stark zugelegt. Ich erkannte ihn vor allem an seinen immer noch etwas ungelinken Bewegungen und seinen Augen wieder, von

denen das eine braun, das andere grün war. Bredehoff, der Mädchenschwarm unseres Studienganges, sah dagegen blendend aus. Mit seinen grau melierten Haaren und seiner schlanken Figur erinnerte er an einen Filmschauspieler. Man merkte ihm seine dreiundfünfzig Jahre nicht an. Auch jetzt versprühte er den Charme, der ihn vor dreißig Jahren zum begehrtesten Date unseres Studiengangs gemacht hatte.

»Mein Gott, Anna, du bist ja eine Medienberühmtheit geworden!«, tönte Liebherr.

Bredehoff grinste und fügte hinzu: »Und beruflich bist du ja auch nicht schlecht unterwegs. Wer hätte das damals gedacht! Die immer etwas verträumte Anna, die für längst verblichene Künstler schwärmte.«

Beide Männer lachten laut, und ich errötete. Das alles lag mehr als dreißig Jahre zurück, aber auf einmal fühlte ich mich wieder wie die etwas linkische Studentin, die vor Stolz glühte, als Strate ihre Seminararbeit über Giorgio Vasari in höchsten Tönen pries.

Bei unserem Small Talk kamen wir von Hölzchen auf Stöckchen. Vor allem Christian Bredehoff, schon immer ein charmanter Unterhalter, erzählte mit großer Begeisterung von seinem Leben in Wien. Allerdings ließ er sein Privatleben dabei außen vor. Ich fragte mich insgeheim, wie oft er inzwischen geschieden und neu verheiratet war, zügelte aber meine Neugierde und erkundigte mich stattdessen nach den kommenden Ausstellungen und Neuerwerbungen für sein Haus. Liebherr hielt sich ein wenig zurück, hatte aber auch ein paar Anekdoten auf Lager, die sich vor allem um schwierige zeitgenössische Künstler und ihre oft noch anstrengenderen Agenten drehten.

»Eine gute Ausstellung auf die Beine zu stellen ähnelt den Arbeiten des Herakles«, seufzte er. Er schloss seine Ausführungen mit einer Bemerkung, die einige meiner eigenen Überlegungen widerspiegelte: »Schön wäre es, wenn der gute alte Strate ein paar seiner Bilder unserem Museum vermacht hätte. Denn wer soll jetzt seine Sammlung übernehmen?«

Als ich mich endlich von den beiden redseligen Herren ge-

löst hatte, stieß ich im Gedränge ausgerechnet auf den Mann, den ich in meinem Privatleben meist mied: Harald Frostauer, seines Zeichens Historiker mit Spezialkenntnissen zur Landesgeschichte Niedersachsens und Besserwisser. Auch ihn hatte ich länger nicht mehr gesehen. Er hatte eine gewisse Rolle in meinen früheren Abenteuern gespielt, aber meistens war ich auf der Flucht vor ihm gewesen. Ich wusste, dass er wieder einmal an einem Buch schrieb und wahrscheinlich schon das nächste und übernächste Werk plante. Da war er schier unermüdlich. Und er verfasste Artikel für alle möglichen historischen und kunsthistorischen Magazine. Viel beschäftigt, immer unterwegs und, wie ich sofort zu spüren bekam, immer noch eine Nervensäge.

»Anna!«, flötete er und verströmte einen Duft von starkem Aftershave gemischt mit Sekt. »Wie wunderbar, dich zu treffen, selbst wenn der Anlass traurig ist. Ich wollte dich so oft anrufen oder dir schreiben, vor allem letztes Jahr zu deinem Geburtstag!«

Ich nickte nur. Schon fuhr er fort: »Ich habe gehört, du hast ein Haus in Köln geerbt und bist gar nicht mehr so oft in Hannover. Und jetzt auch noch dieses Engagement für Braunschweig! Und keine neuen Mordfälle?« Er kicherte.

Ehe ich antworten konnte, spürte ich eine Hand auf meinem Rücken. Ich drehte mich um. Richard stand vor mir. Mich überflutete ein Gefühl von Freude gepaart mit Ablehnung, sehr seltsam. Er sah mich eher kühl an und sagte: »Ich habe dich schon auf dem Friedhof entdeckt. Ich muss mit dir reden. Entschuldigung, Harald, aber ich entführe Anna für einige Minuten.«

Energisch steuerte er mit mir eine Ecke des Restaurants an, in der einige Tische aufgebaut waren. »So«, sagte er, als wir uns setzten, »jetzt erzähl mir bitte, was Schumann dir vorhin verraten hat.«

Ich starrte Richard an. Was für ein sonderbares Wiedersehen. Mein Magen zog sich krampfhaft zusammen. Das Blut dröhnte in meinen Ohren, und mir wurde schwindelig vor Enttäuschung und Wut. »Was soll das?«, fauchte ich. »Du meldest dich nie bei mir, und dann diese blöde Frage?«

Richard lächelte plötzlich. Für einen Augenblick sah ich wieder den charmanten Taugenichts vor mir, den ich vor fünf Jahren in dem kleinen Ort Bresterholz erstmals getroffen hatte. Dann aber wurde er wieder ernst und sagte: »Es geht um eine wichtige Sache. Um Klas Strate und seine Kunstsammlung. Und falls Schumann es dir noch nicht gesagt hat, dann erzähl ich es dir. Es scheint, dass der alte Herr ermordet wurde. Warum, glaubst du, war dein Kommissar heute auf der Beerdigung?« Er blickte mich mit einem leicht spöttischen Blick an.

Meine erste Reaktion war: »Das darf doch nicht wahr sein. Nicht schon wieder ein Mord in meinem Umfeld!«

Als ich in diesem Moment Schumann auf uns zukommen sah, ahnte ich, dass meine Zeit der Ruhe vorbei war.

Letzte Worte

Meine Wohnung wirkte unwirtlich. Aufgeräumt hatte ich sie zwar, ehe ich nach Köln gefahren war. Doch die wenigen Topfpflanzen ließen ihre Köpfe hängen, mein letzter Weihnachtsstern hatte den Geist aufgegeben. Kein Wunder, ich war deutlich länger weggeblieben als geplant. Zweimal im Monat kam eine Haushaltshilfe, die meine Wohnung putzte, aber selbst diese Perle hatte den Untergang meiner Pflanzen nicht verhindern können. Seufzend goss ich Wasser in die Töpfe, bis sich die rissige Erde vollgesogen hatte. Den Weihnachtsstern entsorgte ich. Ob die heutige reichliche Wassergabe die armen anderen Pflanzen retten würde, blieb abzuwarten.

Die Beerdigung saß mir in den Knochen. Müde betrachtete ich den Haufen aus Briefen, Zeitungen und Werbeprospekten, den ich aus meinem Briefkasten gefischt hatte. Erst einmal machte ich mir einen Tee und setzte mich in meinen Lieblingssessel. Die Ereignisse der letzten Stunden kreisten durch meine Gedanken.

Schumann hatte Richard zornig angeschaut, als er zu uns gestoßen war. »Was redest du da? Es ist noch nicht geklärt, ob Strates Tod nicht doch eine natürliche Ursache hatte«, fauchte er. Für seine Verhältnisse wirkte er sehr ungnädig.

Richard zuckte mit den Achseln. »Wenn du auf einer Beerdigung auftauchst, dann steckt mehr dahinter. Es hieß ja in einer ersten Meldung, Strate sei einem Herzinfarkt erlegen. Aber in der Zeitung stand gestern doch schon eine kurze Nachricht, dass der Tod des bekannten Kunstsammlers Professor Klas S., dreiundachtzig Jahre, die Polizei vor ein Rätsel stelle.«

Ich sah Schumann an. »Wolltest du mir das erzählen?«

Er nickte. »Wir haben in der Tat erst vermutet, er sei einem Infarkt erlegen, obwohl er ein für sein Alter kerngesunder Mann war. Er hat offenbar sehr auf seine Gesundheit geachtet. Keine Zigaretten, selten mal ein Glas Wein, gesunde Ernährung, hat

uns seine Haushälterin Ernestine Wiegand berichtet.« Er leerte sein Glas Sekt mit einem großen Schluck. Im Gegensatz zu Strate trank er recht gerne mehr als ein oder zwei Gläser, aber nie im Dienst. Deshalb erschien es mir etwas befremdlich, dass er sich gleich ein nächstes Glas Sekt organisierte.

Als hätte er meine Gedanken erraten, stellte er das Glas, ohne daraus getrunken zu haben, auf einen kleinen Beistelltisch. »Also gut. Aber bitte posaune das nicht in der Welt herum wie Richard. Unser Gerichtsmediziner Emil Sauerwein hat festgestellt, dass Strate erwürgt worden ist. Wir vermuten einen Raubüberfall, der Strate das Leben gekostet hat. Wahrscheinlich ist er dem Täter in die Quere gekommen. Was diese These bestätigt, ist, dass offenbar ein Bild gestohlen wurde. Ursprünglich standen vier in Packpapier gewickelte Bilder im Flur, wie Ernestine Wiegand zu Protokoll gegeben hat. Diese vier Bilder sollten am nächsten Tag abgeholt und nach Braunschweig gebracht werden. Bis zu der Ausstellung sind es zwar noch etliche Monate, aber Strate wollte die Bilder offenbar schon mal aus dem Haus haben. Wie ich weiß, Anna, erstellst du ja den Katalog.«

Ich war überrascht, dass er von meinem Auftrag für die Braunschweiger Ausstellung wusste.

Schumann angelte sich sein Sektglas und trank einen gierigen Schluck. Dann stellte er es energisch auf den Tisch und fuhr fort: »Professor Strate hatte wohl nur ungern Besucher. Ernestine Wiegand erinnert sich, dass zuletzt vor etwa vier Wochen jemand ins Haus kam. Sie weiß aber nicht, wer es war, und der Besucher ging wohl auch nach knapp einer halben Stunde wieder.«

»Na ja, sie wird sicher nicht jeden Besucher mitbekommen haben«, warf Richard ein. »Sie ist ja nicht Tag und Nacht im Haus.«

Schumann nickte. »Da hast du recht. Aber er galt als Einsiedler und hat meistens nur schriftlich mit seinen früheren Kollegen und Studenten verkehrt. Wir überprüfen seine Mails, ob uns da irgendetwas auffällt.«

Nun hatte Schumann doch mehr verraten, als er eigentlich

wollte, denn er brach abrupt ab, fügte dann aber mit leiser Stimme hinzu: »Ich bitte euch, nicht darüber zu sprechen.« Er wandte sich an mich. »Wann hast du Strate zuletzt gesehen, Anna?«

»Das ist etwa vier Monate her. Ich habe ihn wegen der Auswahl der Bilder besucht, die er dem Museum leihen wollte«, überlegte ich. »Er wollte uns drei Flamen und einen italienischen Renaissancekünstler zur Verfügung stellen und mir dazu noch Unterlagen geben, weil ich diesen italienischen Künstler ehrlich gesagt nicht kenne.«

Richard grinste. »Und das will was heißen!«

Dieses breite Lächeln gab den Anstoß, dass für einen Augenblick die Zeit für mich rückwärtszulaufen schien. Plötzlich sah ich uns beide zusammen, wenige Wochen nachdem das Geheimnis der keltischen Masken gelüftet und die Morde im Umfeld dieser Objekte aufgeklärt waren. Richard hatte mich zu seinem Lieblingsitaliener eingeladen, es war ein heller Spätfrühlingsabend, und die Welt drehte sich für mich endlich wieder in ruhigen Bahnen. Wir standen damals am Anfang unserer nach allem Hin und Her intensiveren Beziehung. Wie lange schien das her zu sein.

Ich schluckte. Mir wurde auf einmal sehr wehmütig ums Herz. Doch ehe mich meine Sentimentalität übermannte, sagte ich zu Schumann: »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass Strate ernsthafte Feinde gehabt haben könnte. Warum sollte ihn jemand ermorden?«

Es fiel mir sehr schwer, diese Nachricht zu verdauen. Mord? Wo lag das Motiv? Ich kannte Strate ja nicht wirklich und wusste nichts über sein Privatleben außer den Fakten, die man auf offiziellen Seiten finden konnte. Vielleicht hütete er seine Geheimnisse, und wir alle hatten nur die eine Seite von ihm erlebt, die des klugen Professors und vielseitigen Kunstkenners.

»Brauchst du mich in diesem Fall?«, fragte ich Schumann etwas zögerlich.

Er schüttelte den Kopf. Dann lächelte er. »Außer es treten wieder einmal besondere Umstände ein. Oder es tauchen mys-

teriöse Bücher in Englisch auf wie bei unseren letzten Fällen. Dann rufe ich dich natürlich um Hilfe. Falls dir Strate aber irgendwelche geheimnisvollen alten Schriften zugeschickt hat, in denen es um die Herkunft von Bildern geht oder die ein Licht auf mögliche dunkle Ereignisse werfen, dann erwarte ich, dass du mich informierst und nicht die Miss-Marple-Rolle zum vierten Mal spielst.« Sein Ton klang scherzend, aber in seinen Augen lag durchaus ein gewisser Ernst. Er hob die Hand zum Abschied und blickte beim Gehen noch mal über seine Schulter. »Ich melde mich in nächster Zeit bei dir. Fest versprochen, und diesmal halte ich mein Versprechen.«

Richard blickte ihm nach. »Der gibt auch nie auf«, brummte er.

Ärgerlich sah ich ihn an. »Was soll diese dumme Bemerkung?«

Er schmunzelte. »Ach Anna, Schumann ist schon so lange in dich verknallt. Und jetzt könnte er ja zum Ziel kommen, wo ich nicht mehr im Rennen bin.« Er sah mich nicht direkt an, sondern fixierte einen Punkt irgendwo im Saal.

Seine Worte verletzten mich seltsamerweise. Ich spürte, wie eine Welle des Schmerzes über mich hinwegrauschte. Das war alles plötzlich zu viel für mich, Strates Tod, der vielleicht ein Mordfall war, Schumanns überraschend große Freude, mich wiederzusehen, Richards ironische Bemerkungen, das fast schon unpassend laute Gelächter im Saal, die muntere Unterhaltung – ich hatte das Gefühl, nicht dazuzugehören, als Betrachterin außen vor zu stehen, das Treiben um mich herum wie auf einer Bühne wahrzunehmen. Ich konnte kaum mehr atmen. Kurz nickte ich Richard zu, der mich verwundert ansah, und drängte mich durch die Gesellschaft der Trauergäste, die sich bei Sekt, Kaffee und Kuchen recht gut zu amüsieren schienen.

Ich fragte mich, wie diese bunte Schar reagieren würde, wenn publik würde, dass Strate nicht an einem Herzinfarkt gestorben, sondern ermordet worden war.

Sollte er tatsächlich sozusagen der Kollateralschaden eines Einbruchs gewesen sein? Immerhin war eines der Bilder spur-

los verschwunden. Welches der vier fehlte, würde ich rasch herausfinden müssen. Ich besaß von allen vier Fotos. Diesmal aber würde ich mich aus dem Fall heraushalten und Schumann nur eventuell Informationen zu dem gestohlenen Bild geben. Und damit basta!

Ich steuerte auf den Ausgang des Restaurants zu. Bredehoff und Liebherr sah ich nur noch aus der Ferne, meine Freundin Christine Windstetten war allerdings immer noch nicht erschienen. Ich zog mein Handy aus der Jackentasche. Keine Nachricht. Ich schrieb rasch eine SMS: »Wo bist Du abgeblieben? Ich habe auf Dich gewartet. Und Strate hat Dich sicher vermisst.«

Ein blöder Versuch, witzig zu sein. Doch ich schickte die Nachricht in der Hoffnung auf eine Reaktion ab. Keine Antwort. Das erfüllte mich zwar mit einer vagen Unruhe, aber mehr mit Ärger. Warum tauchte sie nicht auf? Na ja, sie würde sicher ihre Gründe haben. Und sich dann später mit einem Wortschwall für ihr Fehlen entschuldigen. Sehr zuverlässig war sie leider noch nie gewesen. Warten hatte keinen Sinn, und ich wollte nur noch weg. Ich verspürte keine Lust auf hohle Abschiedsworte. Und so überhörte ich geflissentlich, dass Bredehoff meinen Namen rief. Selten hatte ich mich so sehr auf meine Wohnung gefreut, meinen sicheren Hafen in all diesem emotionalen Chaos.

Als ich zu Hause angekommen war, meine Blumen gewässert und Wasser für einen Tee aufgestellt hatte, machte ich mich an das Sortieren der Post.

Aus dem Packen mit Reklameprospekten, Rechnungen und anderen Schreiben auf dem Esstisch sah ein Brief hervor. Mein Herz setzte für einen Moment aus: Die elegante Handschrift kannte ich doch! Und dann sah ich den Absender. Klas Strate. Es schien mir wie ein Gruß aus dem Jenseits. Und als ich mit zitternden Händen den Umschlag geöffnet und den Brief gelesen hatte, war ich, freundlich ausgedrückt, etwas verwirrt. Was meinte Strate damit, dass ihm etwas Merkwürdiges an dem Bild aufgefallen sei? Als ich bei ihm gewesen war, hatte ich nur einen flüchtigen Blick auf den Biondo geworfen und ihn als

durchaus attraktiv, aber nicht als sehr aufregend empfunden. Eine Flusslandschaft im Morgenlicht, ein recht gelungenes Beispiel für Renaissancemalerei. Doch offenbar trotz der Schein. Aber wo waren die von Strate angekündigten Dokumente, die eventuell Licht in dieses Rätsel bringen könnten?

Sein Brief, der nun sein Abschiedsbrief war, erfüllte mich mit einer Mischung aus Trauer und Anspannung. Steuerte ich wieder auf einen Fall zu, der mich gegen meinen Willen involvierte? Aber was war an den verblassten Farbrändern und dem leicht beschädigten Rahmen so merkwürdig, dass er darüber mit mir sprechen wollte? Diese eher kleinen Auffälligkeiten konnte doch ein Restaurator beseitigen. Oder verbarg sich dahinter mehr, als Strate mir in seinem Brief mitteilen wollte? Wie dumm, dass ich diese Dokumente nicht bekommen hatte. Sicherlich lagen sie noch bei ihm zu Hause, und er war nicht mehr dazu gekommen, sie abzusenden.

Wahrscheinlich hatte seine Haushilfe ihn gefunden. Arme Ernestine! Sie hatte den Strates viele Jahre treu gedient, und nun das! Ich kannte sie von meinen seltenen Besuchen beim Professor; bei meinem letzten Treffen mit ihm hatte sie Tee und ziemlich trockene Kekse serviert.

Trotz aller Empathie für Ernestine grübelte ich darüber nach, wie ich in Strates Haus gelangen und selbst nachsehen konnte, ob die von ihm erwähnten Dokumente noch dort lagen. Und einmal mehr siegte meine Neugierde über meine Vernunft. Fast hätte ich Richard angerufen, aus alter Gewohnheit und getrieben von dem Wunsch, ihn wiederzusehen. Ich unterließ es aus Stolz und Angst, von ihm abgewiesen zu werden.

Am nächsten Morgen trat ich ausgeschlafen vor die Tür und musste für den Bruchteil einer Sekunde die Augen wegen des plötzlichen Sonnenscheins zukneifen. Als ich sie wieder öffnete, glaubte ich in einem sehr schnell vorüberfahrenden Auto Christine zu sehen. Doch ehe ich diese Wahrnehmung richtig speichern konnte, war der Wagen schon um die Ecke gebogen, und ich stand verunsichert auf dem Bürgersteig. Sicherlich

hatte ich mich geirrt. Warum hätte sie ausgerechnet durch meine Straße fahren sollen? Wollte sie zu mir? Aber die Frau, die eine auffallend große Sonnenbrille trug, machte nicht den Versuch, den Wagen anzuhalten. Ich schien unter Halluzinationen zu leiden. Dennoch merkte ich, wie mich die Frage zunehmend beunruhigte, wo meine Freundin abgeblieben war.